

KLAUDIA BLASL

NOCH MEHR BÖSE BLUMEN

Fünfzehn giftige Pflanzenkrimis

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [shutterstock.com/Inna Sinano](https://www.shutterstock.com/InnaSinano)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Susanne Bartel

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2021

ISBN 978-3-7408-1110-5

Fünfzehn giftige Pflanzenkrimis

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Für Stephanie, Aldo, Mary und Claudia,
die dieses Buch nicht mehr lesen können ...

*Erzähle mir, wie sie gestorben;
zweifach mehr wirst du mich erfreuen,
wenn grässlich sie zugrunde gingen.*

Medea in »Medea« von Euripides

*Die Geschichte der Gifte reicht weit hinter
das historische Zeitalter zurück.
Bei den Urstämmen wird der Jäger schon zeitig
die Giftstoffe in Fauna und Flora erkannt haben.*
Erich Wulffen, »Psychologie des Giftmordes«, 1917

Inhalt

Vorwort	9
Hexenflug	11
Tod eines Biogärtners	24
Dracula-Kraut, selbst gebraut	48
Der Fehler ihres Lebens	61
Der Kern der Wahrheit	87
Wie gewonnen, so zerronnen	137
Bis dass der Tod euch scheidet	160
In Gottes Namen	177
Das letzte Abendmahl	202
Gift für den Gatten im Homeoffice	211
Paradiesische Zustände	219
Wer anderen eine Grube gräbt	233
Glückspilz	253
Feuer und Flamme	270
Blühende Rache	279

Vorwort

Eins vorweg: Ich liebe die Natur. Und natürlich Blumen. Vor allem böse Blumen sind mir seit Jahren besonders ans mörderische wie auch literarische Herz gewachsen. Egal, ob Herbstzeitlose, Kornrade, Schierling oder Oleander – sie alle sorgen zuverlässig für eine »schöne Leich«.

Wobei Pflanzengift, abgesehen vom unversehrten Erscheinungsbild der Ermordeten, noch mit weiteren Vorteilen aufwarten kann. Gemeingefährliche Gewächse sind umweltfreundlich, ressourcenschonend, sauber und sicher in der Handhabung sowie einfach zu beschaffen, denn sie finden sich im Wald und auf der Wiese, im Gartenbeet, der Blumenvase oder dem Gewürzregal. Wie bereits Agatha Christie bemerkte: »Gift übt eine gewisse Faszination aus. Es hat nicht die jähe Brutalität einer Revolverkugel oder einer blanken Waffe.« Gift ist viel eleganter, unblutig, lautlos, geräuschlos – und dennoch tödlich effizient.

Wenn man über gewisse botanische Kenntnisse, etwas Fingerspitzengefühl und ausreichend böse Absichten verfügt, dann steht dem perfekten Mord also nichts mehr im Weg. »Stirb durch die Blume« hat immer Saison.

Wobei der gute alte Paracelsus jedenfalls recht hatte mit seiner allseits bekannten Sentenz:

»WAS IST DAS NIT GIFFT?

ALLE DING SIND GIFFT / UND NICHTS OHN GIFFT /

ALLEIN DIE DOSIS MACHT DAS EIN DING KEIN GIFFT IST.«

In den vorliegenden schwarzhumorigen Erzählungen habe ich noch mehr »Böse Blumen« für Sie geerntet und gleich fünfzehn mögliche Ablebensszenarien mit Hilfe gemeiner Kräuter und fieser Blumen beschrieben. Wobei keinesfalls nur Frauen zur Giftmischerei tendieren, auch Männer haben viel Talent im Umgang mit toxischen Substanzen. Da geht es Poolpumpen-Betreibern, Wachsblumenfetschisten und Gurkengraveuren

ebenso ans Leben wie Pilzfreunden, Katzenliebhabern und pädophilen Geistlichen – mit vermeintlich gesunden grünen Smoothies, mit Stechapfelsaft, Tollkirschentee, Apfelkernen oder Lerchensporn. Denn gegen jedes menschliche Übel ist garantiert ein tödliches Kraut gewachsen.

In diesem Sinne viel Spaß beim Lesen!

Klaudia Blasl

Hexenflug

»Es gibt doch nicht Schöneres als die strahlenden Farben des Herbstes«, meinte Clemens und betrachtete beglückt den wilden Wein, dessen feuerrotes Blattwerk bereits den Giebel eines alten Gutshofs erklimmen hatte.

Ich konnte ihm nur zustimmen. Der für einen Oktobertag ungewöhnlich blaue Himmel verlieh der idyllischen Landschaft einen nahezu überirdischen Glanz.

»Balsam für die Seele«, erwiderte ich enthusiastisch, während mir spontan ein paar Verse von Theodor Storm in den Sinn kamen: »Der Nebel steigt, es fällt das Laub. Schenk ein, den Wein, den holden ...«

Clemens drehte sich um, tat so, als würde er eine Flasche Wein entkorken, und prostete mir mit einem imaginären Glas zu. »Auf dein Wohl, Udo! Und auf deinen Besuch.«

Mein alter Freund wirkte ehrlich erfreut über meine spontane Heimsuchung. Ich war doch recht überfallartig vor seiner Tür gestanden, nachdem der Arzt mir im Interesse meiner schwer angeschlagenen Nerven zu einer Auszeit fernab der Großstadt geraten hatte.

»Du wirst sehen, die gesunde Landluft wird dir guttun. Nichts als Ruhe, Frieden, glückliche Hühner und freundliche Menschen.«

Ich nickte. Es sah nach wahrhaft paradiesischen Zuständen aus.

Schon wollte ich meine Dankbarkeit darüber, hier Gast sein zu dürfen, in entsprechende Worte kleiden, als im ersten Stock des Gutshauses ein Fenster aufging, eine junge Frau erschien, auf den Sims kletterte und mit weit ausgebreiteten Armen in die Tiefe sprang.

Clemens und ich rannten nahezu gleichzeitig los. Als wir keuchend den leblosen Körper erreichten, kniete bereits ein Mann daneben.

»Dora«, flüsterte er. »Dora, sag doch was!«

Die Frau, die aus der Nähe betrachtet um die dreißig sein mochte, lag zusammengekrümmt auf der Erde und stöhnte leise vor sich hin. Obwohl es drei Uhr nachmittags war und außerdem Oktober, war sie nur mit einem dünnen Nachthemd bekleidet. Keine Strümpfe, keine Jacke, nichts.

»Wenn wir alle zusammen helfen, dann könnten wir sie ganz vorsichtig ins Haus tragen«, schlug ich vor und versuchte, die reglose Gestalt behutsam anzuheben.

»Auf gar keinen Fall.« Sanft drückte mich der verzweifelte Mann zur Seite. »Sie dürfen Dora nicht bewegen, keinen Zentimeter. Wenn ein Wirbel verletzt wurde, riskiert sie eine Querschnittlähmung.«

»Notarzt und Rettung sind bereits unterwegs«, bemerkte Clemens, der mit dem Handy in der Hand zu uns getreten war. »Und mach dir nicht zu große Sorgen, Felix. Es ist bestimmt nicht so schlimm, wie es aussieht.«

Der Mann, der demnach Felix (der Glückliche) hieß, wenngleich er gerade gar nicht danach wirkte, blickte zu uns hoch. »Es ist schlimmer«, seufzte er. »Viel schlimmer.«

Mein Freund nickte bedeutungsschwanger, ich schwieg betroffen. Hier musste mehr im Argen liegen als nur die Blumenrabatten, die einen recht ungepflegten Eindruck machten. Zwischen Löwenmäulchen, Studentenblumen, Asten, Silberkerzen und Herbst-Anemonen führten Fingerkraut, Gundelreben und Giersch einen wuchernden Kampf um die Vorherrschaft in den verwehrlosten Beeten. Die spärlich blühenden Rosen, die den Gutshof umgaben, sahen aus, als hätten sie bereits eine längere Durststrecke hinter sich, und zwischen den teuer wirkenden marmorierten Mosaikfliesen drängten sich büschelweise Gänse-disteln und Löwenzahn empor. Hier fehlte wohl schon seit Längerem eine liebevolle Hand, die diesem grassierenden Wildwuchs Einhalt gebot.

Gerade wollte ich nach einer Ackerwinde greifen, die sich mit strammen Ranken um eine Hochstammrose schlang, als der Klang des Martinshorns die bedrückende Stille durchbrach.

»Da kommen sie«, meinte Clemens hörbar erleichtert und eilte dem Wagen entgegen.

»Gleich sind sie hier, Liebling«, sagte der unglückliche Felix und strich der Frau über die Wangen.

»Kann ich irgendetwas tun?«, fragte ich, ohne die geringste Ahnung zu haben, wie Hilfe in so einem Fall beschaffen sein könnte.

Zu meiner Überraschung nickte der Mann. »Bitte bleiben Sie kurz hier, dann kann ich rasch ein paar Sachen holen.«

Ich kniete mich wieder hin, griff nach Doras Hand und sprach beruhigend auf sie ein, doch die verletzte Frau starrte mit weit aufgerissenen Augen reglos in die Ferne. Sie schien mich nicht zu bemerken. Ihr Atem ging kurz und flach, die Haut fühlte sich ungeachtet der spätherbstlichen Temperaturen heiß und trocken an, und ihre Pupillen glichen der einer Katze auf nächtlicher Jagd.

Vermutlich stand sie schwer unter Schock, dennoch –

Weiter kam ich mit meinen Überlegungen allerdings nicht, da die Rettungskräfte bereits im Eilschritt um die Kurve bogen und mich meiner Aufgabe enthoben. Mit routinierten Griffen betteten sie die junge Frau vorsichtig auf eine Bahre, während der Arzt mit Infusionsflaschen, Schläuchen, Kanülen und Blutdruckmanschette gleichzeitig hantierte.

Ich trat ein paar Schritte zurück, um den Einsatzkräften nicht im Weg zu stehen, und Clemens gesellte sich erneut zu mir.

»Hier können wir nichts mehr tun«, sagte er, nahm mich am Arm und zog mich Richtung Straße.

Widerwillig folgte ich ihm. Es missfiel mir, das Rosenstämmchen nicht von der Ackerwinde befreit zu haben.

»Nun, so gesund scheint die Landluft hier doch nicht zu sein«, neckte ich Clemens, als wir Stunden später unser Abendmahl einnahmen. »Eine junge Frau in Nachthemd ist mir selbst in der Großstadt noch nicht vor die Füße geflogen.«

Clemens kaute betroffen auf dem Tafelspitz herum, der so zart war, dass man ihn auch zahnlos hätte zerteilen können.

»Glaub mir, zu den ländlichen Sitten und Gebräuchen zählt das wirklich nicht. Und ich wohne jetzt schon seit zwei Jahren hier.«

Mein Freund hatte sich nach seinem Pensionsantritt entschlossen, seiner großen Liebe, dem Golfspiel, zu folgen, und war in ein schmuckes kleines Haus direkt hinter der Driving Range gezogen, während ich in der Stadt geblieben war, um weiterhin daran zu scheitern, pubertären Fratzen biologisches und umweltkundliches Wissen einzutrichtern. Das größtenteils mangelnde Interesse von hormongesteuerten Jugendlichen an meinem Unterrichtsfach hatte mich allerdings nie gestört. Erst dem schier endlosen Dachbodenausbau einer profitgierigen und offenbar planungsunfähigen Bauträgergesellschaft war es nach beinahe einem Jahr Dauerkrawall, schwankenden Beleuchtungskörpern und zunehmend größeren Sprüngen im Plafond gelungen, mich an den Rande eines Nervenzusammenbruchs zu bringen. Als dann auch noch versehentlich die Hauptwasserleitung angebohrt wurde und mein Domizil zu einem Feuchtbiotop mutierte, hatte ich im wahrsten Sinne des Wortes das Handtuch geworfen, zwei Koffer gepackt und war auf Anraten meines Arztes zu Clemens geflohen.

»Fahren Sie an den abgeschiedensten und langweiligsten Ort der Welt«, hatte mir der Doktor empfohlen, »und zählen Sie dort die Schäfchenwolken. Wenn Sie bei siebenundachtzigtausendneunhundertdreizehn angelangt sind, können Sie wieder zurückkommen. Vorher nicht.«

Deshalb war ich also hier. Doch nach Langeweile und Wolkenzählen sah mir mein Aufenthalt nach nicht einmal einem Tag eher weniger aus.

Ich nahm einen großen Schluck Wein und wandte mich an Clemens.

»Erzähl mir etwas über diese Frau«, bat ich ihn. »Ich habe den Eindruck, als wäre ihr Fensterflug nicht ganz aus heiterem Himmel passiert.«

Wobei meteorologisch betrachtet absolut wolkenloses Wetter geherrscht hatte.

Clemens blickte mich traurig an, bevor er gleichfalls zu seinem Glas griff, als wollte er sich noch ordentlich Mut antrinken, bevor er den Mund aufmachte.

»Ich sollte wirklich nicht darüber reden, das Ganze ist doch so schon unangenehm genug für den armen Felix.« Er seufzte. »Aber als Augenzeuge hast du wohl ein gewisses Anrecht auf ein paar Hintergrundinformationen.« Er zog die Flasche näher zu sich heran. »Die Sache mit dieser Dora ist leider wirklich schlimm«, meinte er und schenkte sich nach. »Dabei ist oder besser gesagt *war* Felix' Frau bis vor etwa zwei Monaten noch ein lebenslustiger, intelligenter und ganz normaler Mensch. Aber dann hat sie praktisch über Nacht den Verstand verloren.«

»Einfach so?« Das konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Man verlor seinen Verstand ja nicht wie Haustürschlüssel. Oder Einkaufszettel.

»Ja, einfach so. Ohne jede Vorwarnung. Nach einer gemeinsamen Runde auf der Driving Range war ich mittags bei Felix zum Essen geladen, und Dora trug die Suppe auf. Grießnockerlsuppe mit handgemachten Nockerln, so wie ich sie liebe. Und auf einmal springt sie auf, wirft ihren Teller gegen die Wand und beginnt zu brüllen, dass ein blutroter Delphin nach ihr schnappen würde. Dabei hat sie das Tischtuch vom Tisch gerissen, mitsamt Töpfen und Tellern, und einen auf Stierkampf gemacht. Es war gruselig. Grauenhaft und gruselig.«

Ich nickte. Das hörte sich wirklich nach schlechtem B-Movie an. »Und dann?«

»Dann fiel sie irgendwann erschöpft um. Felix, der unser Landarzt hier ist, hat ihr ein Beruhigungsmittel gespritzt, und dann haben wir die immer noch Tobende mit vereinten Kräften ins Bett verfrachtet.«

»Und dort ist sie dann bis zu ihrem heutigen Auftritt geblieben?«, fragte ich ungläubig.

»Aber nein, natürlich nicht. Nach ein paar Tagen war Dora wieder ganz die Alte und konnte sich an nichts erinnern. Doch am Wochenende darauf erlitt sie einen weiteren Anfall. Und die

wiederholten sich in immer kürzeren Abständen. Einmal verfolgten sie Brontosaurier, dann hatte sie einen Krieg der Sterne auszufechten oder gegen einen Schreibtischstuhl zu kämpfen, und zweimal glaubte sie, ein Kind zu gebären, das sich als Hundewelppe beziehungsweise Marsmensch entpuppte. Dann waren da noch die kleinen blinkenden Killerwanzen, die sie bei lebendigem Leib auffressen wollten, und ein anderes Mal ist Dora nackt auf die Straße gerannt und hat den Postboten verbellt.«

Dieser Felix konnte einem wirklich leidtun, dachte ich. Allein stehend zu sein war vielleicht doch nicht so schlecht. Zumindest musste man seinen Beziehungsstatus auf Facebook nicht wöchentlich von »verheiratet« zu »verrückt« und wieder retour ändern.

Clemens schienen ähnliche Gedanken durch den Kopf zu gehen, denn unvermittelt meinte er: »Besser allein als in gefährlicher Gesellschaft.«

Darauf erhoben wir die Gläser und erwähnten Felix und Dora den restlichen Abend über mit keinem Wort mehr.

Am darauffolgenden Tag machten wir uns auf in die Berge. Clemens hatte die Golfschläger vorübergehend gegen Wanderstöcke getauscht und eine gemütliche Drei-Hütten-Tour für uns zusammengestellt. Eine ganze Woche lang waren wir unter der strahlenden Herbsthöhensonne unterwegs, erfreuten uns an blühendem Enzian sowie berauschendem Almtée und dachten keine Sekunde lang an Doras Schicksal.

Erst nach unserer Rückkehr, mit müden Muskeln, aber erfrischem Geist, fielen uns Felix und seine Frau wieder ein.

»Ich ruf ihn rasch an«, sagte Clemens, kaum hatte er sich die Bergschuhe von den Füßen getreten. »Der Arme ist bestimmt durch die Hölle gegangen, während wir unter dem siebten Himmel gewandert sind.«

Aber die Lage im Hause des Landarztes stellte sich – für beide Seiten – beruhigenderweise als einigermassen stabil heraus. Dora hatte sich zwar einen Hüftbruch zugezogen und drei Rippen

geprellt, war ansonsten aber unverletzt geblieben. Acht Wochen Bettruhe und ihre Knochen würden wieder zusammengewachsen sein, ließ Felix uns wissen. Nur für den angeschlagenen Geist sah die Prognose eher düster aus.

»Er hat uns übrigens für übermorgen zum Essen eingeladen«, teilte mir Clemens nach dem Telefonat mit. »Ich glaube, er braucht ein wenig Gesellschaft, um auf andere Gedanken zu kommen.«

Anderntags fanden wir uns also pünktlich zum Mittagsgeläut erneut am Schauplatz des Fenstersturzes ein. Im Gepäck zwei Flaschen köstlichen Bordeauxwein und jede Menge aufmunternde Worte.

Felix wirkte gefasst, aber ausgesprochen mitgenommen, und während der delikaten Mahlzeit vermieden wir alle Themen, die ihm auf den Magen schlagen könnten.

Erst beim Kaffee wagte Clemens einen Vorstoß. »Und Dora?«

Felix sog hörbar die Luft ein, ehe er sich zu einer Antwort durchringen konnte. »Ich musste sie weggeben.«

Entsetzt sahen wir ihn an.

»Nein, also, ich meine ...« Vor lauter Nervosität begann der arme Mann zu stottern. »Also, weil sich doch ihr Geisteszustand einfach nicht besserte – sie hat sich ja permanent selbst gefährdet – und ich ihr doch auch nicht ständig Benzodiazepine verabreichen konnte, das hätte sie auf Dauer umgebracht, also, deshalb habe ich letztendlich den Empfehlungen einiger befreundeter Neurologen zugestimmt und Dora in eine speziell auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Klinik verlegen lassen. Natürlich nur, bis sie wieder genesen ist. Dort ist sie jetzt in besten Händen, medizinisch und menschlich gesehen.«

Clemens und ich nickten. Das Wort »Nervenheilanstalt« getraute sich keiner von uns beiden in den Mund zu nehmen.

»Das war eine sehr vernünftige Entscheidung«, sprang Clemens dem Arzt schließlich moralisch bei. »Eine derartige Verantwortung ist zu viel für einen einzelnen Menschen. Noch

dazu, wo du ja auch noch einen sehr anstrengenden und kräftezehrenden Beruf hast.«

Nun nickte auch Felix. »Es war bestimmt die schwerste Entscheidung meines Lebens, aber ich habe einfach keinen anderen Ausweg mehr gesehen.« Er schlug sich die Hände vors Gesicht. »Und trotzdem fehlt sie mir. Sie geht mir so unendlich ab. Wir waren noch nie länger als drei Tage getrennt.«

Es bedurfte zweier Stunden guten Zuredens plus dreier im Eichenholzfass gereifter Whiskys, um den Strohwitwer von seinen Selbstwürfen zu erlösen.

Als wir uns endlich verabschiedeten, drückte er uns mit Tränen in den Augen an die Brust. »Danke. Ich danke euch so sehr. Ihr seid wirklich wahre Freunde.«

Wir umarmten uns bestimmt noch ein halbes Dutzend Mal, bevor die Haustür endlich ins Schloss fiel.

»Gut, dass wir ihn wenigstens ein bisschen von seinen quälenden Gedanken abbringen konnten«, meinte Clemens, der auf Felix' Terrasse stehen geblieben war, um sich eine Zigarre anzuzünden. »Nicht nur Dora braucht Hilfe, auch er. Wir sollten von jetzt an öfter nach ihm sehen.«

Dem konnte ich nur beipflichten. Und auf einmal fiel mir die Rose wieder ein.

»Wart noch einen Moment«, bat ich Clemens. »Bin gleich wieder da.« Rasch querte ich den Garten, um die Ackerwinde von der Hochstammrose zu entfernen. Ich konnte förmlich spüren, wie das edle Gewächs nach meiner Befreiungsaktion aufatmete, dafür legte sich mir ein Mühlstein um den Hals.

Den Heimweg verbrachten wir schweigend.

Am nächsten Tag täuschte ich einen dringenden Termin in der Stadt vor, von dem man mich angeblich viel zu spät in Kenntnis gesetzt hatte, und reiste schweren Herzens ab.

»In zwei Tagen bin ich wieder hier, versprochen«, verabschiedete ich mich von Clemens, während ich schuldbewusst den Blick senkte, um meinem warmherzigen Freund nicht in die Augen schauen zu müssen. Was ich vorhatte, würde mein

gutes Gewissen und seine Gutgläubigkeit in ihren Grundfesten erschüttern.

Und ich hielt mein Versprechen. Keine achtundvierzig Stunden später klopfte ich erneut an seine Tür.

»Gut, dass du da bist!«, rief Clemens mir statt einer Begrüßung entgegen. »Komm schnell rein, der Kaffee ist schon fertig.«

Während ich Platz nahm und er die Tassen auf den Tisch stellte, fragte ich scheinheilig: »Was ist denn passiert? Du wirkst so aufgeregt.«

Mein Freund ließ sich ächzend auf seinen Lieblingsstuhl fallen und legte umgehend los. »Stell dir vor, der Felix, dieser Schuft, dieser widerliche Lügner, der so auf besorgter Ehemann gemacht hat, der ist gestern verhaftet worden.«

»Das glaub ich nicht.« Was eine glatte Lüge war, schließlich hatte ich für seine Verhaftung gesorgt. Mit einer anonymen Anzeige, für die ich mich bereits im Vorfeld ausreichend geschämt hatte.

»Doch. Und weißt du, warum?«

Ich schüttelte den Kopf, während ich mit dem Kaffeelöffel in der Tasse konzentrische Kreise rührte.

»Weil er Dora umgebracht hat. Kannst du dir das vorstellen? Während wir bei ihm am Tisch saßen und uns Hirschbraten mit Pilzsoße haben schmecken lassen, ist seine Frau schon tot im Garten gelegen.«

Theatralisch riss ich die Augen auf. »Aber dort hätten wir sie doch gesehen«, warf ich ein.

»Natürlich nicht auf der Erde, sondern unter der Erde. Dieses Schwein hat sie einfach vergraben. Von wegen Sanatorium ...«

»Unglaublich. Auf so eine Idee wäre ich ja im Leben nicht gekommen.« Was gleichfalls gelogen war. Denn als ich die Rose von der Ackerwinde befreit hatte, war mein Blick zwangsläufig auf die umliegenden Rabatten gefallen. Und dabei hatte ich gesehen, dass dort, wo zehn Tage zuvor noch die Herbst-Anemonen

und Silberkerzen ihr unkrautüberwuchertes Dasein gefristet hatten, mir – aus einem perfekt gejäteten Beet – auf einmal Rittersporn und Fingerhut entgegenlachten. Die zu dieser Jahreszeit eigentlich nicht mehr blühten, es sei denn, man hatte sie direkt aus einem Gewächshaus ins Freiland verpflanzt. Doch warum hätte man das tun sollen? Ein einzelnes Blumenbeet gartenmagazintauglich machen, aber die schädlichen Ackerwinden knappe zwei Meter daneben an den Rosen belassen? Dafür hatte es meiner Ansicht nach nur einen Grund geben können: Jemand hatte etwas vergraben. Etwas sehr Großes und sehr Geheimes, eine Ehefrau zum Beispiel.

»Niemand wäre auf so eine Idee gekommen«, pflichtete Clemens mir bei. »Und ich am allerwenigsten. Ich hab den Felix für einen Freund gehalten, einen ehrlichen, bemitleidenswerten Menschen, und stattdessen hat er sich als Mörder und Giftmischer entpuppt.« Zornesröte stieg ihm ins Gesicht. »Das muss man sich mal vorstellen, dass dieser Teufel seine Frau mit Hexenkräutern in den Wahnsinn getrieben hat. Wohldosiert und über Wochen hinweg, hat mir der Gerichtsmediziner gestern gesagt. Stechapfelsaft und Tollkirschentee musste die arme Dora trinken, bis sie völlig durchgedreht ist.«

»Und uns vor die Füße flog«, warf ich ein, nur um etwas zu sagen.

»Genau. Ein abscheulicher, vorsätzlicher und sorgfältig geplanter Mord. Nach dem Sturz und der Entlassung aus dem Krankenhaus hat dieser Unmensch ihr einfach eins über den Kopf gezogen und sie im Garten verscharrt. Und weißt du, warum? Aus Habgier! Weil er ihr Geld wollte. Sie war es nämlich, die Haus und Hof in die Ehe mitgebracht und damit seine ganze Ordination finanziert hat, aber das war ihm nicht genug, er wollte alles, und zwar einzig und allein für sich selbst.«

»Grauenhaft«, murmelte ich. »Einfach nur grauenhaft. Bitte lass uns von etwas anderem reden, sonst kommt mir noch die Galle hoch.«

Clemens nickte. »Da hast du recht, mir dreht sich auch schon der Magen um. Reden wir lieber über die Radtour, die wir noch

unternehmen wollten. Ich dachte an eine Runde durch die Aulandschaft bis zum Dreiländereck. Viel Natur, wenig Leute.«

»Hervorragend«, stimmte ich ihm zu. Immerhin musste ich endlich damit anfangen, die ärztlich verordneten siebenundachtzigtausendneunhundertdreizehn Schäfchenwolken zu zählen.

Stechapfel, *Datura stramonium* (sehr giftig)

Mittel der Hurenwirte, Rosstäuscher, Hexen und Mörderbuben

Das Sündenregister des Stechapfels ist derart lang, dass er wohl ewiglich in der Hölle schmoren müsste, gäbe es ein Jüngstes Gericht für gemeine Gewächse. Bereits vor Jahrhunderten hat das Tollkraut die Menschen in Form von Liebestränken und Hexensalben um ihre Gesundheit und den Verstand gebracht. »Knochentrocken, stockblind, verrückt wie ein Huhn und heiß wie ein Vulkan«, so beschreibt ein Arzt die Symptomatik einer Vergiftung mit *Datura*. Die LSD-ähnliche Wirkung der Pflanze kann sich bei falscher Dosierung allerdings leicht bis ins Grab erstrecken. Allein in Indien ereigneten sich in fünfzehn Jahren 2.728 Fälle von Mord oder Selbstmord durch die Donnerkugel.

Und auch hierzulande hat der Stechapfel für viel Unheil gesorgt. 1830 wird im »Handbuch des Straf-Verfahrens« sogar vermerkt, dass die damit Vergifteten vor ihrem Tode unter wahnsinnigen Zuständen litten. Doch manchmal sollten die Giftopfer nur vorübergehend sediert werden, was viel Fingerspitzengefühl erforderte. Hurenwirte und Bordellbesitzer etwa bewiesen meist ein gutes Händchen für exakte Dosierungen, wenn sie den »neuen« Mädchen die Samen (wie heutzutage K.-o.-Tropfen) unters Essen mischten, um diese wollüstig und willfährig zu machen. Pferdehändler hingegen schoben ihren Schindmähren gerollte *Datura*-Blätter in den Mastdarm, damit diese sich recht feurig – und somit verkaufsfördernd – verhielten. Und der Literat Gustav Meyrink hat dem Gewächs in »Coagulum« sogar ein literarisches Denkmal schwarzer Magie gesetzt, indem er eine Kinderleiche mit giftigem Rauch aus Ginster, Nachtschatten und Stechapfel würzte.

Dennoch wurden Extrakte der Pflanze lange Zeit und mit katastrophalen Folgen auch als Asthmamittel eingesetzt. Der Chemiker und Alchemist Johann Joachim Becher vermerkte bereits 1663 in seinem »Parnassus Medicinalis«: »Stechapffel

seyend sehr kalt, man nimmt sie nicht in leib, wer nicht gerne sterben will.«

Info: auch Donnerkugel, Zigeunerkraut, Dornapfel, Tollkraut, Stachelnuss, Liebeszwinger oder Hexenkraut genannt. Strauchiges, unangenehm riechendes Nachtschattengewächs mit zugespitzten Blättern und großen weißen Trichterblüten. Die kastaniengroßen Fruchtkapseln haben rundum Stacheln und schwarze Samen. Blüte: Juni–September | **Inhaltsstoffe:** Hyoscyamin, Scopolamin, Atropin | **Vergiftungserscheinungen:** (ab 0,3 g) trockene Schleimhäute, brennender Durst, erweiterte Pupillen, heftige Krämpfe, Gedächtnisverlust, Sprachverlust, Lähmungen, Erregung, Heiterkeit, Tobsucht, Übelkeit, Schlaflosigkeit, Wahnvorstellungen, Atemlähmung, Tod

Tod eines Biogärtners

»Mysteriöse Todesfälle rund um bekannten Biogärtner«.

»Tödliche Schüsse, giftige Kuchen – die Rache des Naturgarten-Stars?«

»Schauplatz Tatterersee – wo der Tod einen grünen Daumen hat«.

So und ähnlich lauteten die Schlagzeilen in jenem dramatischen Sommer in Straßfelden am See. Die Titelseiten der Boulevardmedien übertrumpften sich in haarsträubenden Hypothesen, während die mit den mysteriösen Fällen beauftragten Ermittler den Tag bereuten, an dem sie sich für den Polizeidienst entschieden hatten. Drei Leichen, zwei davon vergiftet, eine erschossen, der halbe Pfarrgemeinderat im Krankenhaus und die gesamte Bevölkerung in Alarmbereitschaft – von einer derart mörderischen Bilanz konnten selbst Killerviren nur träumen.

Aber berichten wir von Anfang an.

Der kapitale Hirsch schien aus dem Nichts zu kommen, setzte direkt vor dem Mann mit der Waffe in majestätischer Manier über den schlammigen Forstweg nahe dem Ufer und verschwand schier lautlos im dichten Unterholz. Erschrocken verriß Dragomir das Gewehr und drückte ab. Kurt Blumberger, der exakt in diesem Moment den Forstweg erreichte, stürzte wie gefällt zu Boden. Das Projektil hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Blattschuss, wie Jäger zu sagen pflegen. Der trainierte Läufer starb auf der Stelle und in Bestform, bei Kilometer neunzehn Komma sieben seines angestrebten Halbmarathons und mit perfekten Pulswerten. Der Schütze hingegen stand kurz vor einem Infarkt. Man hatte ihn bezahlt, um einen rüdigen Köter abzuknallen, nicht, um einen Menschen zu töten. Er war doch kein Mörder. Panisch hetzte Dragomir zu seinem Wagen, riss die Tür auf, schob die Waffe in ihr Versteck neben dem Achsträger

und gab Gas. Zwei Stunden später hatte er Österreich bereits auf Nimmerwiedersehen verlassen.

Etwa zur selben Zeit starrte Alex auf die hässliche graue Wand seiner Gefängniszelle. Er sehnte gleichfalls ein Nimmerwiedersehen mit diesem Ort des Grauens herbei, musste sich allerdings noch zwei Tage gedulden. Dann würde man ihn endlich in die lang vermisste Freiheit entlassen. Ein Ereignis, dessen Bedeutung irgendwo zwischen dem Untergang des Weströmischen Reichs und der Auferstehung Christi anzusiedeln war. Zumindest für ihn. Fünf Jahre lang hatte er wegen schweren Einbruchs hinter schwedischen Gardinen ausharren müssen, ein Leben in Zeitlupe geführt und den Kampf gegen gute Vorsätze, böse Fettzellen sowie die moralische Oberliga der Anstaltspsychologen verloren. Niedere Instinkte, unterdurchschnittliche Intelligenz und eine baldige Rückkehr auf die schiefe Bahn wurden ihm von diesen Seelenklempnern attestiert. Dann hatten diese hinterfotzigen Hirnpathologen mit krakeliger Handschrift und in roter Tinte einen Aktenvermerk darüber angebracht, fest davon überzeugt, ihn tief im Innersten durchschaut zu haben. Was für Blindgänger! Ausgerechnet er, der zu Höherem bestimmt war, intellektuelle Spitzenleistungen vollbracht hatte und statt erneut auf der schiefen Bahn geradewegs in paradiesischen Zuständen landen würde, weil draußen bereits das große Geld auf ihn wartete. Und zwar seit exakt fünf Jahren. Aber das war sein Geheimnis, von dem niemand auch nur die geringste Ahnung hatte. Außer einem Stück Brachland voller Brennesseln, aber das hatte bestimmt geschwiegen.

Während Alex also weiterhin die Risse im schmutzig grauen Verputz der Zellenwand betrachtete, gab es für Blumberger gar nichts mehr zu sehen. Seine Aussichten, nach dieser zufälligen Inszenierung des Freischütz-Dramas auch noch den vorsätzlich geplanten Giftanschlag auf sich zu erleben, standen bei null.

Dabei hatten sich seine zwei Möchtegernmörder monatelang mit der heimtückischen Ablebensplanung des Biogärtners be-

fasst. Und nun, wo sie endlich alles in die Wege geleitet hatten, war der Mann einer verirrtten Kugel zum Opfer gefallen.

»Ich pack es nicht«, meinte Grubinger, der ältere Teilhaber von Grubinger & Grosz, dem unbestrittenen Marktführer des Landes in Sachen Pflanzenschutzmittel und Kunstdünger, kaum hatte ihm seine Sekretärin vom Tod Blumburgers erzählt. Loredana war die Nachbarin der verwitweten Schwester vom Inhaber der örtlichen Fleischerei, bei der die Dorfpolizisten ihre täglichen Leberkäsemeln bezogen, oder mit anderen Worten: ein langbeiniger und vollbusiger Garant für zuverlässige und rasche Informationsweitergabe.

Umgehend hatte Grubinger seinen Kompagnon zu sich bestellt. Nun saßen die beiden zusammen und überlegten, ob das nun eine Frohbotschaft oder vielmehr eine Hiobsbotschaft war.

»Wie ist es denn passiert?«, fragte Grosz, der jüngere Teilhaber der Pestizidmanufaktur, und fixierte seinen Bierkrug, als wollte er die Schaumkrone zu einem Geständnis zwingen.

»Beim Laufen haben s' ihn erlegt. Im Wald. Sagt die Lori, die es von der –«

»Schon gut«, schnitt ihm Grosz das Wort ab. Er kannte die Abläufe des örtlichen Informationsclusters zur Genüge, hatte er doch selbst über Jahre Bettstatt und Berichterstattung mit Loredana geteilt. Damals hatte ihre blondierte Vorzimmerdame allerdings noch keine kostspieligen Silikondepots mit sich herumgetragen. »Sport ist halt manchmal wirklich Mord«, schlussfolgerte er.

»Jedenfalls hat uns irgendwer die Drecksarbeit abgenommen.« Grubinger erhob seinen Krug. »Lass uns auf den unbekanntem Wohltäter anstoßen.«

Grosz zögerte. »Findest du es nicht auch seltsam, dass dieser verdammte Kompostkriecher über Jahre hinweg ungestört seinen Naturgartenquatsch predigen konnte, und kurz bevor wir ihn endlich zum Schweigen bringen wollen, lässt ihn ein anderer ins Gras beißen? Warum ausgerechnet jetzt? Warum nicht schon viel früher?«

»Ist doch egal. Hauptsache, er ruht auf ewig im Reich der Regenwürmer. Dort passt er eh gut hin.«

Ein paar Minuten lang gaben die beiden sich dieser erfreulichen Vorstellung hin.

»Verdient hat er's jedenfalls«, sagte Grubinger schließlich. »Wenn ich mir unsere Bilanzen der letzten Quartale so anschau, frag ich mich, warum wir diesem Bienchen-Blümchen-Mist überhaupt so lange zugeschaut haben.«

Grosz nickte. Seit Kurt Blumburger den biologischen Gartenbau für anspruchsvolle Faulpelze im ganzen Land propagierte, war dessen Anhängerschaft ins Unermessliche gestiegen, während sich ihr Absatz an Herbiziden, Fungiziden und Insektiziden im kontinuierlichen Sinkflug befand. Früher, bevor dieser Biofuzzi die botanische Heimgartenbühne betreten hatte, da hatten sich die Leute noch um ihre Round-down-Bestände geschart wie um die Kronjuwelen der Kaiserin. Ihrer Ansicht nach gab es auch weit und breit keine bessere Waffe im Kampf gegen unliebsame Gewächse als Glyphosat. Doch wegen dieses Gartengurus war die Stimmung nach und nach gekippt. Statt zur Chemiekeule zu greifen, griff man zu Blumburgers Gartenbüchern, statt flächendeckend Pflanzenschutzmittel und Kunstdünger zu verteilen, verteilte man Urgesteinsmehl gegen Blattläuse oder Zimtpulver gegen Ameisen und setzte kübelweise Schachtelhalmsud und Brennnesseljauche an.

Ein Wahnsinn. Selbst traditionelle Unkräuter mutierten allmählich zu ausgewachsenen Delikatessen. Angeblich gab es bereits Menschen, die Giersch und Gundermann als Gemüse betrachteten statt als bodendeckenden Abschaum auf einem gepflegten Rasen.

Damit hatte es vor knappen zehn Jahren überhaupt begonnen. Mit dem traditionellen englischen Rasen, dessen Halme einen ordentlichen millimeterkurzen Schnitt aufwiesen, sortenrein angesät, ohne wildwüchsige Invasoren wie Löwenzahn oder Gänseblümchen, dafür begrenzt von akkurat gepflegten und mit der Wasserwaage ausgerichteten Kanten. An prominenter Stelle gehörten ihrer altväterischen Ansicht nach edle

Teerosen platziert, die gekiesten Wege oder Waschbetonplatten wurden von Lavendel flankiert, und hinter dem Haus legte man die Gemüsebeete an. Dazu ein paar Topfgeranien, Petersilie, Schnittlauch und Liebstöckel für den Küchengebrauch sowie eine Hecke als Sichtschutz. Bevorzugt Thuje, Buchsbaum oder Kirschlorbeer.

Doch dann war Blumberger gekommen. Und der ließ der Natur einfach ihren Lauf, fand Blindschleichen nützlich, Brennnesseln praktisch und Farnkräuter hübsch. Er philosophierte über die Bedeutung von Wildbienen und Totholztürmen, baute Kartoffeln in Kisten an und Bohnen im Blumenbeet, schrieb ein Dutzend Gartenbücher, trat im Fernsehen auf und hatte sich einmal derart medienwirksam gegen stecknadelkurz abgemähte, sterile und insektenfeindliche Grünflächen ausgelassen, dass ihre Firma zwei Wochen lang keine einzige Packung ihres sensationellen Unkrautvernichters verkauft hatte.

Kurz gesagt, aus betriebswirtschaftlicher Sicht hatte sich der Biogärtner als Totengräber von Grubinger & Grosz entpuppt.

»Der Mann muss weg«, hatte letztendlich ihr einzig praktikables Sanierungskonzept gelautet. Um wieder in die schwarzen Zahlen zu kommen, würden sie einen gärtnerischen Umkehrschwung Richtung Chemiekeule bewirken müssen.

Aber das Problem mit dem Wie war schwieriger zu lösen gewesen als jeder gordische Knoten.

Grubinger hatte eine Entführung erwogen. »Mit dem Lösegeld könnten wir unsere Verluste wieder ausgleichen!«, rief er euphorisch aus.

Doch Grosz war dagegen gewesen. »Und wenn er dann wieder freikommt, ist er berühmter als zuvor. Außerdem haben wir keine Ahnung von Freiheitsberaubung, Betäubungsmitteln, Fesselungstechniken, Erpresserbriefen und Geldübergabemodalitäten. Viel zu kompliziert. Mal ganz abgesehen von der Schwierigkeit, hier bei uns einen erwachsenen Menschen tagelang versteckt zu halten. Immerhin hat der Tatterersee das höchste Fremdenverkehrsaufkommen im ganzen Land. Da bleibt kein Mäuseloch unentdeckt.«